

Bundes- und Landeswettbewerb Philosophischer Essay 2015

Meryl Katharina Haen

MSS 12, Zweibrücker Str.3, 66892 Bruchmühlbach, matthaen@freenet.de

Lehrkraft: Heidi DeKuiper, Sickingen-Gymnasium, Philipp-Fauth-Straße 3, 66849 Landstuhl

Thema II

„Das haus hat allen zu gefallen. [...] Das kunstwerk ist eine privatangelegenheit des künstlers. Das haus ist es nicht. [...] Das kunstwerk will die menschen aus ihrer bequemlichkeit reißen. Das haus hat der bequemlichkeit zu dienen. Das kunstwerk ist revolutionär, das haus konservativ. [...] Der mensch liebt alles, was seiner bequemlichkeit dient. Er haßt alles, was ihn aus seiner gewonnenen und gesicherten position reißen will und belästigt. Und so liebt er das haus und haßt die kunst.“

(Adolf Loos, Architektur, 1909. In: Adolf Loos: Sämtliche Schriften in zwei Bänden. Hg. v. Franz Glück. Erster Band, Verlag Herold, Wien und München 1962. S. 314 f.)

Ist Wittgensteins Haus ein Kunstwerk?

Adolf Loos, einflussreicher Wegbereiter der modernen Baukunst zu Beginn des 20. Jahrhunderts, formuliert hier in provokant zugespitzter Weise Positionen seines Denkens und Schaffens als Architekt. Die Knappheit der Aussagen und die Kürze der Sätze vermitteln die postulierten Sachverhalte gedanklich schnell und lassen sie wie Gesetzmäßigkeiten erscheinen. Damit hat dieser Textauszug über Architektur aus seinen theoretischen Schriften von 1909 den Charakter eines Manifests, dessen Aussage, dass das „haus“ nichts mit „kunst“ zu tun habe, keine Zwischentöne kennt: Haus und Kunstwerk werden pointiert gegeneinander gestellt. Indem Adolf Loos alle Wörter und Substantive außer am Satzanfang konsequent in Kleinschreibung hält, setzt er auch hier neben die inhaltliche Aussage ein formalistisches Zeichen für die Avanciertheit seines Anliegens als Verfechter neuer Wege in der Architektur. Aber sind seine Thesen und Behauptungen haltbar und gerechtfertigt angesichts des historischen Verständnisses, dass Werke der Malerei, der Skulptur und eben auch der Architektur seit der Antike bis ins 19. Jahrhundert als Kunstwerke begriffen wurden?

Anhand der schrittweisen Analyse des Zitats, das ich in fünf Sinneinheiten gliedere, folgen wir den Loos'schen Gedanken und befragen sie auf ihre Aussagen und Implikationen hin.

Erste Passage: „Das haus hat allen zu gefallen“, so kurz und bündig lautet der erste Satz. Mit diesem „hat zu“ kommt eine von außen gestellte Forderung auf mich zu, was mit

mir zunächst einmal nichts zu tun hat. Etwas hat (gefälligst) zu gefallen, weil es freundlich, gemütlich, bequem, so üblich ist? Gefälligkeit ist wohl auch Ziel des Architekten: Das Haus, das er plant, muss gefallen - und zwar, wie es im ersten Satz heißt, "allen". Diese "allen" sollen der Maßstab sein für das, was ich als Architekt plane? Spontan kommt mir der Gedanke: Wie ist das bei Menschen, die allen gefallen wollen, die allen gefällig sein wollen, niemals anecken, sich eine (Gesichts-)Fassade wie eine (vermeintlich schöne) Häuserfassade zulegen, mit viel Schminke. Was rauskommt, kann das Gegenteil sein. Jedenfalls sehe ich, wenn ich durch die Neubauviertel unseres Dorfes gehe, viele schöne Scheußlichkeiten, deren Muster erstaunlich oft reproduziert werden. Da und dort lohnt es sich, stehen zu bleiben und genauer hinzuschauen. Leider viel zu selten.

Zweite Passage: Adolf Loos bezieht zwei antipodische Sätze aufeinander: "Das Kunstwerk ist eine Privatangelegenheit des Künstlers. Das Haus ist es nicht." "Das Kunstwerk"? - Soll sich der Architekt beim Hausplanen also nicht an der Vorstellung "Kunstwerk" orientieren? Worauf zielt ein Kunstwerk ab? Jedenfalls nicht auf die Wohlmeinung der Allgemeinheit. Es ist eine "Privatangelegenheit" des "Künstlers". Wie verhält es sich aber mit Kunstwerken in öffentlichen Museen, im öffentlichen Raum? Sind diese immer nur Privatangelegenheiten des Künstlers? Und sollen oder dürfen Architekten nun Künstler sein und dabei ihren eigenen Vorstellungen folgen, unabhängig von den (seien wir ehrlich) häufig abgeschmackten Vorstellungen der Auftraggeber? Beim "Haus" ist das so eine ambivalente Sache. Denn es ist ja auch öffentlich, jeder sieht es, es ist in diesem Sinne keine Privatangelegenheit, weder des Architekten noch des Bewohners. Das Haus, jedes Haus, wäre in diesem Sinne kein Kunstwerk. Oder kann es das doch sein? Das frage ich mich. Kann sich ein Haus allen zeigen und doch ein Kunstwerk sein? Auch hier scheint mir die antithetische Formulierung rein provokativer Art zu sein. Denn warum sollte ein Haus, das aus einer künstlerischen Idee heraus entstanden ist und dessen Konzeption darauf verzichtet, in einer vordergründigen Gefälligkeit hübsch zu sein, nicht auch die Qualitäten eines Kunstwerks haben?

Dritte Passage: "Das Kunstwerk will die Menschen aus ihrer Bequemlichkeit reißen. Das Haus hat der Bequemlichkeit zu dienen." Auch hier arbeitet Loos wieder rhetorisch mit einer entschiedenen Gegenüberstellung, die die Unvereinbarkeit von „Haus“ und „Kunstwerk“ konstatiert, als handele es sich um ein Naturgesetz, das widerspruchlos hinzunehmen sei.

In meinem Haus mache ich es mir bequem, ich will es gemütlich haben. Was soll denn daran schlecht sein? Kommt es etwa darauf an, ob ich zusätzlich zu meinem Anspruch auf Wohnlichkeit einen weiteren speziellen Anspruch habe, einen Sinn suche, Wahrheit suche, einen ästhetischen Gewinn, etwas, was ich nicht in der Gemütlichkeit finden kann? Wenn dies der Fall ist, dann sollte ich, als Bewohner des Hauses, als Architekt oder Künstler, auch bereit sein, konsequent meinen Anspruch und meine Suche nach Sinn zu verfolgen. Falls Bequemlichkeit wirklich der Tod von Sinn wäre, wie Loos uns

suggestieren will, dann wäre das Streben danach wirklich ein Hindernis für meine höheren Ansprüche. Nach Loos kann das „haus“ nicht der Ort sein, den Menschen aus seiner Bequemlichkeit zu reißen: Ich habe schließlich ein anständiges Haus, mein Haus entspricht den Erwartungen. Auf mein Haus zeigt niemand entrüstet usw. Soll ich so etwas aufgeben? Die Gefälligkeit? Die Sicherheit? Das macht doch Angst, nicht wahr? Kann es aber vielleicht doch das Haus geben, das ideale künstlerische Ziele verwirklicht und zugleich den Gebrauchsvorstellungen seiner Bewohner entspricht?

Vierte Passage: „Das kunstwerk ist revolutionär, das haus konservativ. [...] Der mensch liebt alles, was seiner bequemlichkeit dient. Er haßt alles, was ihn aus seiner gewonnenen und gesicherten position reißen will und belästigt.“

Adolf Loos gibt nun seinen beiden Antipoden entsprechend seiner Zuordnungen die Attribute "revolutionär" und "konservativ". Vermutlich ist unter "konservativ" hier alles gemeint, was sich bequem einrichtet und was der historischen Tradition des Bauens zuzurechnen ist. Das Gegenteil ist "revolutionär", also umstürzlerisch, weil künstlerisch. Kunst muss anecken, muss verstören, muss uns herausfordern. Wer nur Schönes sehen will, nur seine Erwartungen bestätigt sehen will, der hat überhaupt nicht verstanden, was ein wahrhaftes Kunstwerk ausmacht. Er hält den schönen Schein, wenn der denn überhaupt schön und nicht vielmehr hässlich ist, für Kunst.

Unausgesprochen aber offensichtlich scheint für Adolf Loos die Menschheit aus zwei Kategorien von Menschen zu bestehen: es ist hier einmal "der mensch" benannt, der alles hasst, was seiner Bequemlichkeit entgegen steht, und auf der anderen Seite in Analogie zum revolutionären Wesen des Kunstwerks der Mensch (in der Minderheit), der bereit sein muss, sich der Kunst und damit einer existenziellen Unsicherheit zu stellen. Zwei Welten, die nichts miteinander zu tun haben. Aber ist das nicht eine überhebliche Position, wenn Loos über "den menschen" so abfällig redet? In welche Kategorie von Mensch würde sich Loos, der Architekt, einordnen? Müssen die Erfordernisse an ein Bauwerk, was Funktionalität, was Räumlichkeiten und deren Qualitäten angeht, den künstlerischen Anspruch notwendigerweise zunichte machen? Kann der Architekt als Künstler nicht ebenso Neues, Revolutionäres schaffen wie Maler oder Bildhauer, die die etablierten Normen überwinden?

Letzter Satz: "Und so liebt er das haus und haßt die kunst." Der Künstler, der Architekt des Kunstwerks, muss aufrütteln, den Menschen aus seinen einfältigen Gewohnheiten reißen. Das bekommt ihm nicht gut, denn dem bequemen Menschen gefällt das ganz und gar nicht. Der Künstler und sein Werk werden zum Hassobjekt. Verachtet, jedenfalls nicht geliebt zu werden, das muss der Künstler in Kauf nehmen, denn das Prinzip des Künstlers ist, kurz ausgedrückt, Wahrheit, die er nur im Werk realisieren kann, geht vor Gefallen. In diesem Kontext verstehe ich die provozierende Schlussfolgerung, die Widerspruch geradezu herausfordert.

Warum aber formuliert Adolf Loos so radikal, so doktrinär und postuliert diesen scheinbar wesenhaften Gegensatz von Haus und Kunst, einen Gegensatz, dessen Ursache er ja in erster Linie in der geistfernen und kunstfeindlichen Grundgesinnung des „menschen“ sieht, in seiner Position der Bequemlichkeit. Wäre der Mensch ohne „haus“ folglich ein Kunstfreund? Wo und wie leben also Künstler, Architekten und die Wenigen, die Kunst lieben?

Diese offenen Fragen verleiten dazu, den Blick exemplarisch auf ein anschauliches Beispiel im Geiste Loos'scher Baukunst zu lenken: auf das Haus Wittgenstein, rasch zu finden beim Googeln. Adolf Loos war ein Freund der Wiener Familie Wittgenstein, er hatte Kontakt mit dem Philosophen Ludwig Wittgenstein, der mit den neuen Gedanken des Architekten vertraut war und seine Idee einer nackten ornamentlosen Baukunst nicht nur begrüßte, sondern sie selbst als Bauherr in Perfektion umsetzte. Das Haus Wittgenstein, zunächst geplant von einem Loos-Schüler, dann in der Regie Wittgensteins bis ins kleinste Detail weiter gebaut und vollendet, ist das Paradebeispiel einer ornamentfreien Architektur, eines neuen Stils, der die Baukunst der Moderne bis heute geprägt hat. Die Radikalität des Loos'schen Konzepts kam dem ebenso radikalen Denken des Philosophen Wittgenstein vermutlich sehr entgegen. Das Schnörkel- und Ornamentlose der neuen Architektur könnte man durchaus mit dem berühmten Satz Wittgensteins aus dem Vorwort seines "Tractatus logico-philosophicus" in Beziehung setzen: „Was sich überhaupt sagen läßt, läßt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, darüber muß man schweigen.“ Wittgensteins Bemühen um klare Sätze und exakte Formulierungen, die die Welt beschreiben, richtet sich gegen eine spekulierende und fantasierende Geisteshaltung. Diese philosophische Suche nach Klarheit und Exaktheit hat Wittgenstein als analytischer Kopf und als „Architekt“ unter dem Einfluss der Ideen von Adolf Loos praktisch umgesetzt und ein Haus realisiert, das bis heute beispielhaft für die neue Baukunst der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts steht. Wittgensteins Haus ist modern, individuell gestaltet, funktional und orientierte sich an den Anforderungen und Idealen seiner Bewohner. In der komplexen Synthese von Klarheit, Exaktheit und asketischer Einfachheit hinsichtlich Gestaltung von Innen und Außen stellt Wittgensteins Haus auf der Ebene der Anschaulichkeit ein schlagendes Argument gegen den so einfach gestrickten antithetischen Text von Adolf Loos dar.

Wir wissen nicht, ob sich die Bewohner des Hauses Wittgenstein in diesen klar definierten und streng gestalteten Räumen wohl gefühlt haben, ob sie es „bequem“ und gemütlich hatten. Falls ja, wäre dies ein Grund, dem Haus den Charakter eines Kunstwerks abzusprechen? - Ich denke: Nein.

Ich versichere, dass ich die Arbeit selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen benutzt habe und alle Entlehnungen als solche gekennzeichnet habe.

Verfasser: Tobias J. Schweitzer (MSS 12)
Schwester – Goswina Straße 38
55294 Bodenheim
t.schweitzer98@gmx.de

(zuständiger Lehrer: Marten Bleekemolen)
Frauenlob – Gymnasium Mainz
Adam Karillon Straße 35
55118 Mainz

I. Bundeswettbewerb Philosophischer Essay: Erleichtert das Philosophieren das Leben?

„Erleichtert das Philosophieren das Leben?“ - Welch absurde, gar ironische Frage! Natürlich nicht! Philosophie – das ist kompliziert, abstrakt und hilft mir im Alltag nicht viel weiter, nein, das verkompliziert mir doch alles nur unheimlich. Statt mich auf zu meine Arbeit zu konzentrieren, beginne ich mich jetzt damit zu beschäftigen, ob mein Wille frei ist oder nicht. Und finde zum Schluss doch keine zufriedenstellende Antwort. Was bringt mir das also? Rein gar nichts. Und überhaupt: Eine Beschäftigung mit Philosophie ist nicht nur hinderlich, sondern noch viel mehr schädlich. Die Philosophen, die sind doch alle verrückt, auf was für Ideen die kommen!
Soweit die weit verbreitete Meinung unserer Zeit. Doch auch jenseits einer polemischen und zugespitzten Kritik an einer Auseinandersetzung mit philosophischen Fragen erscheint die Philosophie auf den ersten Blick oft unattraktiv: ihre Thematik kompliziert, ihre Methoden un schlüssig und ihre Sprache realitätsfern. Ein so durchweg positiv denotiertes Adjektiv wie „erleichtern“ kommt einem aufgrund jener Reputation der Wissenschaft da eher nicht in den Sinn. Doch dies wäre kein philosophischer Essay, wenn er sich mit einer solchen soziologischen Bestandsaufnahme eines vermeintlich gesellschaftlichen Images zufrieden gäbe. Also blenden wir für kurze Zeit aus, was wir glauben über 'die Philosophie', 'das Philosophieren' oder 'die Philosophen' gehört zu haben und stellen die Frage noch einmal: Erleichtert das Philosophieren das Leben? Ich will den Versuch wagen.

Um jene Frage klären zu können, muss man sich zuallererst damit beschäftigen, was sich hinter dem Abstraktum „Philosophieren“ versteckt und was „das Philosophieren“ im Wesentlichen ausmacht. Deshalb soll es im Folgenden ganz bewusst um „das Philosophieren“ und weniger um „die Philosophie“ gehen. Bewusst wurde in obiger Fragestellung das Partizip „Philosophieren“ gewählt, um die aktive Auseinandersetzung mit philosophischen Fragen, genauer gesagt den durch die Beschäftigung mit philosophischen Themen einsetzenden gedanklichen Prozess in Abgrenzung zur nun isoliert zu betrachtenden Philosophie als Wissenschaft, zu beschreiben. Denn so stellt das Philosophieren in der hier vorgenommenen Definition die Philosophierenden in das Zentrum seiner Betrachtung, was dieser Essay mit besonderem Schwerpunkt auf die Wirkung des Philosophierens ebenfalls zum Gegenstand haben soll.

Was macht das Philosophieren nun aus? Was eint Platon, Kant, Nietzsche, Schopenhauer, Sartre und uns als Philosophierende unserer Zeit? Meiner Meinung nach ist es das Hinterfragen. Das mag auf den ersten Blick zu einfach und kurz gedacht erscheinen, denn wenn es das Hinterfragen sein soll, dass das Philosophieren zum Philosophieren macht, dann könnte man quasi wie ein kleines Kind, das pausenlos „Warum“ fragt, immer weiter und weiter hinterfragen und würde sich dadurch in einer endlosen Spirale des Fragens befinden, die keinerlei sichere Erkenntnisse liefern könnte. Wenn man schon vor Beschäftigung mit einer philosophischen Frage eine endgültige, allumfassende und abschließende Antwort zum Sinn und Zweck des Philosophierens auserwählt, sich quasi nur auf die Suche nach gesicherten und wahren Aussagen machen möchte, dann lässt sich so argumentieren. Doch es ist in meinen Augen eben nicht das Erreichen einer unumstößlichen, zweifelsfreien und kategorischen Antwort, die das Wesen und den Kern des Philosophierens formt. Anzunehmen sie allein zu erreichen, bilde den Charakter des Philosophierens wäre genauso illusorisch wie naiv. So wirkt doch viel mehr der Weg dorthin, also all das, was durch die Ausgangsfrage in Gang gesetzt wird, als Charakteristikum des Philosophierens vertretbar. Es scheint ein Perspektivenwechsel von Nöten. Der Wunsch und das Ziel eine apodiktische Antwort zu erreichen, manifestieren sich hier viel mehr als Auslöser und Ursache für einen Beginn mit dem Philosophieren und beeinflussen daher viel mehr die Entscheidung mit dem Philosophieren zu

beginnen, als das, was schließlich daraus resultiert.

Denn auf dem Weg dorthin passiert meist viel mehr, als wir zuvor annehmen. Nehmen wir uns beispielsweise Farben als philosophisches Problem vor und stellen uns zu Beginn die Frage: Was sind Farben? Ohne uns vorher in besonderer Weise mit der Frage auseinander gesetzt zu haben, offenbart sich die vorherrschende Mehrheitsmeinung schon bei genauerer Betrachtung des Satzes: „Der Tisch ist blau.“ Blau wird infolgedessen als farbliche Eigenschaft dem Gegenstand des Tisches zugeordnet. Doch ist dem wirklich so? Dem Stand der Wissenschaft zufolge sind Farben viel mehr ein Ergebnis von Verarbeitungsprozessen im Gehirn. Farben entstehen also als Seherlebnisse erst durch biologisch – chemische Verarbeitungsprozesse in unserem Kopf. Und bei längerem Überlegen sehen wir uns durch das Aufwerfen der Frage „Was sind Farben“ schnell einer viel größeren, weitreichenderen Frage ausgesetzt. Denn letztendlich stellt Farbe hier nur ein Beispiel von vielen dar: Größe, Bauart, Material, Breite oder Länge des Tisches. All das, was wir zuvor noch als Eigenschaften des Tisches beschrieben haben, können wir doch letztendlich nur durch unsere sinnliche Wahrnehmung wahrnehmen. Wir erklären also die Ergebnisse unsere Wahrnehmung des Tisches zu Eigenschaften des Tisches, so wird er für uns existent. Anders gesprochen: Die einzige Grundlage für die Existenz des Tisches, wie wir ihn wahrnehmen, stellt unsere Wahrnehmung dar. Und diese Erkenntnis wirft auf einmal noch viel mehr Fragen auf: Wenn dies wirklich alles nur durch die Wahrnehmung geschieht und erst im Gehirn verarbeitet wird, entsprechen unsere Wahrnehmungen dann einer objektiven Realität? Und wird der Tisch in diesem Beispiel erst durch unsere Wahrnehmung existent, muss etwas wahrgenommen werden, um zu existieren? Allgemeiner gefragt, existiert die von uns in der Existenz des Tisches unabhängig von Wahrnehmungen angenommene Außenwelt überhaupt? Und wenn doch, können wir vielleicht nur einen Bruchteil davon wahrnehmen?

Diese Reihe ließe sich noch endlos weiter führen. Wir sehen: aus der anfänglichen Frage „Was sind Farben?“ sind im Prozess des Philosophierens noch viel mehr Fragen entstanden. Und schon an dieser Stelle können wir der anfänglichen Befürchtung durch ständiges Hinterfragen käme man zu keiner Erkenntnis selbstbewusst entgegen treten: Was wir zuvor als selbstverständlich, banal oder alltäglich wahrgenommen haben, ist es nun nicht mehr. Aus den schlichten Punkten am Satzende mancher unreflektierter Aussagen in unseren Köpfen sind nun Fragezeichen geworden, die Illusion von sicherem Wissen ist genommen. Ergebnislos, nutzlos oder fruchtlos war dieser Gedankenanstoß demzufolge keineswegs. Doch der philosophische Prozess hat gerade erst begonnen: dadurch, dass wir nicht aufgehört haben, sondern weitergegangen sind und noch einen Schritt gewagt haben, alltägliche, reglementierte und eingegrenzte Denkmuster verlassen und experimentellen, verboten – neuartigen Boden betreten haben. Denn was bedeutet das ständige Hinterfragen als Wesensmerkmal für den Prozess des Philosophierens? Kontinuierliches Hinterfragen, ständiges Anzweifeln und Nicht – Lockerlassen bedeuten am Ende nichts anderes als immer noch einen Schritt weiterzugehen: Dort wo wir auf scheinbar geklärte oder unumstößliche Tatsachen treffen, nicht desinteressiert an ihnen vorbeizugehen, sondern leidenschaftlich auf sie zuzugehen und dort wo andere aufhören zu denken und zur Konservierung und zum Schutz ihres eigenen Weltentwurfs und ihrer eigenen Identität Grenzen ziehen, nicht ängstlich vor diesen anzuhalten, sondern mutig diese Mauern einzureißen und Konzepte zu durchbrechen. Überall, wo wir dem folgen, beginnen wir zu philosophieren. Dass wir dieses Verlassen sicheren Grundes, dieses Erkunden neuer Pfade und dieses penetrante Zweifeln als grundsätzlich negativ und nicht erstrebenswert ansehen, mag in der Natur des Menschen und seinem Wunsch nach Sicherheit und Vertrauen liegen, glaubten wir auch dies längst überwunden zu haben. Sprechen wir heute arrogant und teilweise selbstherrlich über die Menschen im vormodernen Zeitalter, die sich auf der Suche nach Antworten und Wahrheiten naiv und vom Gefühl der Angst geleitet vollkommen den Ideologien der Religionen hingaben, können wir doch bei genauem Hinsehen dasselbe System im gesellschaftlich weit verbreiteten Grundvertrauen in naturwissenschaftlich – empirische Erkenntnisse beobachten. Konstatieren wir im Rückblick auf die Vergangenheit eine gesellschaftsfähige Allmacht des religiös – ideologischen Paradigmas auf dem Gebiet der philosophischen Fragen, können wir heute berechtigt von einem naturwissenschaftlich – empirischen Paradigma sprechen. Denn einer

Auseinandersetzung mit philosophischen Fragen wird heute oft kaum mehr eine Bedeutung zugemessen, scheinen sich doch solche Fragen durch den Fortschritt der Naturwissenschaften geklärt zu haben. Empirische Erkenntnisse erscheinen im gesellschaftlichen Bewusstsein im Gegensatz zu philosophischen Diskursen als unumstößliche, gesicherte und definitive Tatsachen. Was ich zeigen möchte ist, dass sich die Bedürfnisse des Menschen nach Sicherheit, sicherem Wissen und Vertrauen in beständige Größen in seinem Leben nicht verändert haben, sondern sich lediglich die dafür zuständigen Institutionen verschoben haben.

Und genau an dieser Stelle kann die Philosophie ihre, in meinen Augen, zentrale Wirkung entfalten. Jenseits der Debatte, ob Philosophieren das eigene Leben erleichtert oder kompliziert, haben bereits eineinhalb Jahre Philosophieunterricht eine wesentliche Veränderung meines Lebens, wie es andere Fächer in 6 Jahren Gymnasium nie geschafft haben, erreichen können. Meine Sichtweise auf Politik, Kunst, Literatur, Wissenschaft, gesellschaftliche Normen, Regeln oder Konventionen, aber noch viel konkreter auf mein, dein, unser Dasein durchliefen einen grundlegenden Wandel. Doch noch viel wesentlicher sind die Veränderungen, die sich durch regelmäßiges Philosophieren einstellen. Wer philosophiert, entwickelt mit der Zeit die Unabhängigkeit und das Selbstbewusstsein sich nicht krampfhaft und verbissen an angeblichen Erkenntnissen, Tatsachen oder Wahrheiten orientieren zu müssen. Wenn man so will, schafft man es den Zustand des Strebens nach innerer Sicherheit und Kontinuität, in dazu entgegengesetzten sich ununterbrochen wandelnden äußeren Lebenswirklichkeiten und Realitätsstrukturen, zu überwinden. Das heißt natürlich nicht, dass man beginnt sich im Strom des potenziell „All – Möglichen“ treiben zu lassen und philosophischen Diskursen keine Bedeutung mehr zuzumessen, nein, viel mehr schafft man es durch regelmäßiges Philosophieren zu einer erleichternden Offenheit und Gelassenheit gegenüber verschiedenartigsten Positionen, Sichtweisen und Wirklichkeitskonstruktionen zu gelangen. Wer einmal die Erfahrung gemacht hat, dass beispielsweise unser gesellschaftlich tradiertes Konzept eines angeblichen „Ichs“ genauso sozial konstruiert sein kann, wie die mittlerweile von vielen angezweifelte Existenz eines Gottes, anders gesprochen, wer nun einmal die Erfahrung gemacht hat, dass aus einem unangreifbaren „Etwas“ ein zur Debatte stehendes „Vielleicht“ oder sogar „Nichts“ werden kann, der beginnt sich zu öffnen: für alternative Denkweisen, für neuartige Möglichkeiten, für die Vielfalt des Möglichen und gleichzeitig zu lösen: von erstarrten Weltentwürfen und Realitätsstrukturen, genauso wie dem Bedürfnis alles apodiktisch klären zu müssen. Doch Philosophie ist kein Selbstzweck. Ferner gelingt es diese Offenheit und Gelassenheit auf andere Lebensbereiche zu übertragen. Unsere Leben stellen keine stehen gebliebene Zustände dar, sondern gleichen viel mehr ständig der Veränderung und dem Wandel unterworfenen Prozessen. Im Leben auf gedanklich – geistiger Ebene Veränderung, permanenten Wechsel und Wandel, sowie die Variation für uns vorher unantastbar erscheinener Wahrheiten, zu erfahren, kann uns für unser tatsächliches Leben ebenso sensibilisieren, wie schulen. Es hilft die Welt offener, vielfältiger und mutiger wahrzunehmen. Durch das Philosophieren beginne ich nicht nur die Welt und meine Wahrnehmung derer weniger zu schematisieren und zu reglementieren, sondern beginne durch diese Grenzen auflösende Wirkung auch neue Lebensmöglichkeiten, neuen Handlungsspielraum und neue Denkart zu entdecken. Die selbe Welt beginnt sich mir auf eine neue Art und Weise, die mir viel mehr Freiheiten gibt, als dass sie mich einschränkt oder überfordert, zu eröffnen.

Und mit der Zeit gefällt es einem immer mehr die Erfahrung des Schwindelgefühls, wenn der Boden unter den Füßen verschwindet, zu machen, sodass die Philosophie und das Philosophieren, so paradox das klingen mag, zu stabilen, intelligiblen Größen im Leben der Philosophierenden werden können. Denn mögen auch Veränderung und Hinterfragen während des Philosophierens noch so essentiell sein, die Möglichkeit zum Philosophieren jenseits der tatsächlichen Leben der philosophierenden Subjekte ist und bleibt stets gegeben. Diese potenzielle Möglichkeit einer gedanklichen Flucht in eine Form der Metabetrachtung der Welt, kann in einer den Menschen an Reizen, Ereignissen und Zuständen überfordernden Welt manchmal mehr als erleichternd wirken. Die Hintertür zum gedanklichen Abenteuer der Philosophie steht immer offen. Welch befreiender Gedanke.

Philosophie: kompliziert, un schlüssig, realitätsfern. Diese Gedanken regten sich zu Beginn der Beschäftigung mit obiger Frage in meinem Kopf. Doch mittlerweile müsste deutlich geworden sein: Philosophieren ist nicht nur lohnenswert, sondern kann auch, wie zu Anfang gefragt, erleichtern. Uns die im Alltagsleben allzu gern verdrängten und bewusst ignorierten philosophischen Fragen wieder ins Bewusstsein zu rufen, sich darüber klar zu werden, dass allzu selten angezweifelte Wahrheiten und Fakten nicht mehr als von uns auserkorene Grundsätze sind, dessen Wahrheitsgehalt wir nicht sicher sein können und damit auch nur Möglichkeiten von Vielem sind, kann in unserem von Richtig und Falsch, Gut und Böse, Wahrheit und Lüge kategorisierten Alltag mehr als erleichternd wirken. Immanuel Kant formulierte es in seiner Kritik der reinen Vernunft so: *„(...) so sieht sie [die menschliche Vernunft] sich genötigt zu Grundsätzen ihre Zuflucht zu nehmen, die allen möglichen Erfahrungsgebrauch überschreiten und gleichwohl so unverdächtig erscheinen, dass auch die gemeine Menschenvernunft damit im Einverständnis steht.“*¹ Philosophieren hilft nicht mehr flüchten zu müssen, sondern die Welt in ihrer Komplexität anzunehmen und anzukommen: Vor der Vielfältigkeit der Möglichkeiten. Philosophieren erleichtert.

Ich versichere, dass ich die Arbeit selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen benutzt habe und alle Entlehnungen als solche gekennzeichnet habe.
Tobias Schweitzer

1 Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft. A VII f. (Auszug), zuerst erschienen 1781

Die Kunst der Moral - Ein notwendiges Gut

Die Moral in der Kunst

Wir schreiben das Jahr 1957. Schweden. Stockholm. Im Rathaus der königlichen Hauptstadt steht ein bedeutender Mann und hält eine Rede, eine Rede über seine Kunst. Dieser Mann bekam soeben den Literaturnobelpreis verliehen, sein Name: Albert Camus.¹

Camus, Philosoph wie sein Landsmann und früherer Freund Jean-Paul Sartre, ist ein Künstler, ohne Frage. In Werken wie "Der Fremde", seinem Essay "Der Mythos von Sisyphos" und "Die Pest" beweist der aus Algerien stammende Schriftsteller und Journalist der Welt seine literarischen Fähigkeiten. Zweifelsohne schafft er mit seinem Werk einen Teil unserer Welt, es gelingt ihm über diese Plattform der Kunst, den Existentialismus, auch wenn ihm die Zuweisung zu dieser philosophischen Richtung widerstrebt, in der europäischen Gesellschaft salonfähig zu machen. Und sein Nobelpreis belegt: Was er schafft ist nicht bloß philosophische Theorie, es ist Kunst.

Doch wäre Camus noch Camus, wenn er in seinem Werk nicht kritisierte, nicht richtete? Camus Texte um das Absurde, die ständige Sisyphosarbeit des Menschen sind neben ihrem hohen künstlerischen Wert vor allem eines: Richterspruch über die Menschheit. Was Albert Camus in literarischer Form artikuliert, sind klare Handlungsprinzipien, die idealiter jeder Mensch auf sein Leben anwenden sollte. Wie Dr. Bernard Rieux aus seinem Werk "Die Pest" soll jeder einzelne sich seinem individuellen, unabwendbaren Lebensweg hin- aber nicht ergeben. Der Mensch soll sein sinnloses Leben also selbst mit Sinn füllen, indem er dessen Sinnlosigkeit akzeptiert und ihr nicht zu entfliehen versucht. Für Camus ist dies das Absurde. Für mich ist dies eine sehr klare moralische Vorgabe, ein Camus, der als Moralist richtet, und ein Camus, der als Künstler einen Teil der Welt schafft - ein prominentes Beispiel für die Vereinbarkeit von Kunst und Moral.

Doch Camus steht nicht alleine da in der Reihe derer, die in ihrer Kunst mehr sehen, als Unterhaltung, Hinterfragen, Schaffen. Kunst hat nicht selten den Anspruch, moralische Grundsätze aufzuzeigen, ethische Wegweiser zu bilden und somit den Künstler auch zum Moralisten zu machen. Beginnen wir ganz banal auf Stufe der Kinderfilme: Die Pixar Animation Studios veröffentlichten 2003 ihren Kassenschlager "Monsters, Inc.". Hier zeichnet sich deutlich die Diskrepanz zwischen dem rationalen, unemotionalen Charakter, repräsentiert durch Mike Glotzkowski, und dem emotionalen, verantwortungsbewussten Sulley ab. Auf anrührende Art und Weise zeigt der Animationsfilm schon Kindern, wie wertvoll gefühlorientiertes Handeln sein kann, wie erfüllend schließlich eine emotionale Beziehung ist und wie wichtig Risikobereitschaft und bedingungsloser Aufopferungswille für den Erhalt dieser Beziehung wird. Alles zum Ausdruck gebrachte Handlungsprinzipien, aufbereitet mit künstlerischem Anspruch.

Der Maler und Architekt Friedrich Stowasser, besser bekannt unter seinem Pseudonym Friedensreich Hundertwasser war einer der prägenden Künstler des 20. Jahrhunderts. Seine Bilder und Gebäude verband stets eines: die Liebe zum Ungeraden. Hundertwasser war stets bemüht zu zeigen, wie gut die Nähe zur Natur für den Menschen ist. Naturverbundenheit, individuelle Entfaltung und die Grundlage, dass in der Natur nichts genau gerade ist, zeichnen seine Projekte und Werke aus. Ihnen liegt eben auch eine Moral zu Grunde, nämlich die, mit der Natur und möglichst nah an der Natur zu leben und sich nicht dem Zeitgeist hinzugeben, indem man die Schönheit des Natürlichen, Ungeraden verkennt und stattdessen nur eng und gerade lebt und denkt. Und doch sind seine Werke ästhetisch, hängen in zahlreichen Schulen, Kindergärten und Krankenhäusern, beleben und beruhigen die Menschheit dort. Sie sind in ihrer Schönheit (die natürlich im Auge des Betrachters liegt) eine geschlossene Botschaft an die Gesellschaft.

Die Moral als Kunst, oder: Die Kunst der Moral

Offensichtlich an Beispielen wie Camus, Pixar und Hundertwasser liegt der Kunst nicht selten eine Moral zu Grunde, also kann Moral durchaus Kunst sein. Soviel zum Literaturnobelpreisträger Imre Kertész, der behauptet, "Der Moralist kann kein Künstler sein,

weil er die Welt nicht schafft, sondern über sie richtet"²(Auf den zweiten Teil seines Zitats möchte ich später zu sprechen kommen.). Der Moralist kann schon Künstler sein. Die wirklich interessante Frage ist aber: Muss er es?

Definitionen I

Nach Kertész Definition von Künstler und Moralist, hat jeder von beiden ein klares Merkmal: Der Künstler schafft die Welt¹ und der Moralist richtet über diese¹. Meiner Ansicht nach verkennt Kertész hier gleich zwei Berufsgruppen.

Der Moralist ist laut Definition "jemand, der, besonders als Literat, Philosoph o. Ä. den Moralismus vertritt"³, welcher bekanntlich die Moral als Grundlage der menschlichen Gesellschaft betrachtet. Ihm zu unterstellen, er richte bloß ist also falsch. Der Moralist tut viel mehr: Denn wer richten will, der braucht eine Grundlage (in diesem Falle seine eigene Moral), die er erst einmal vor sich begründen muss, um sie dann öffentlich zu verfechten. So sollte der Moralist darlegen, wie seine Moral (was seine Handlungsprinzipien und -regeln meint) allgemein auf die von ihm vorher, rein deskriptiv, betrachtete Gesellschaft anzuwenden ist. Diese, seine Grundtätigkeit ist also normativ, aber erst richtend, wenn der Moralist vorher seine Hausaufgaben gemacht hat. Begibt er sich nun endlich auf die metaethische Ebene, so richtet er auf anderem Niveau, denn sein metaethisches Urteil ist oft durch seine normativen Aussagen impliziert, und so zumeist schwieriger zu finden.

Der Künstler ist als Person sehr frei. Zuerst besitzt er die Freiheit sein Metier zu wählen, dann wählt er einen Stil, oder mehrere, oder er erfindet gleich einen neuen und dann kann er Kunst hervorbringen. Aber was heißt das überhaupt: Kunst machen? Kunst ist in jedem Falle etwas das in der Lage ist, einen Menschen anzurühren. Sie kann verstören, kann stören, kann erfreuen, man kann sich an ihr ergötzen: Kunst weckt und verbindet Emotionen. Damit ist sie essentieller Teil der Kultur. Der Künstler schafft also in der Tat die Welt.

Der Künstler ist Moralist...

Doch ist es mit der Freiheit des Künstlers gar nicht so weit her, wie angenommen. Denn eines fesselt ihn, macht ihn sogar unfrei: Sein tiefstes, grundsätzliches Empfinden, welches Teil seiner Menschlichkeit ist und dessen Ausdruck seine Kunst ist, welche wiederum seine Freiheit zeigt, mit seiner individuellen, menschlichen Unfreiheit des An-sich-Gebundenseins offen umzugehen. Dieses Empfinden und dieses Gebundensein an sein Empfinden ruft in ihm automatisch etwas hervor: eine persönliche, noch unbegründete, aber begründbare Moral. Und da die Kunst immer, wenn auch nicht immer gleich stark, Ausdruck der Emotionen des Künstlers ist, ist sie auch Ausdruck seiner Moral, was den Künstler also automatisch zum normativen Moralisten macht, denn seine Kunst zeigt automatisch seine moralischen Normen auf. Und da er die Kunst in der Regel nicht in seinem sprichwörtlichen Elfenbeinturm hervorbringt, sondern gleichzeitig Blick auf die Gesellschaft hat und die Kunst sich ebenfalls nicht selten auch an jene richtet, kann die Kunst mal mehr und mal weniger subtil und im Namen der teils unterbewusst, teils bewusst (das differiert von Künstler zu Künstler) artikulierten Gedanken des Künstlers urteilen, und zwar über jegliche Belange. Dieser ist dann also auch unter Umständen Metaethiker. Es liegt folglich nah zu behaupten, dass der Künstler immer ein Moralist ist.

Kertész' Werk als nicht wertend und damit wertend

Dem entgegen steht nur noch eines: Imre Kertész Werk selbst. Kertész begleitet mit seinem Galeerentagebuch das Schreiben seines "Romans eines Schicksallosen" Dieser Roman hat den Anspruch als künstlerisches Werk nicht zu richten, nur zu berichten. Das Leben des 15-jährigen György im Ungarn des Zweiten Weltkrieges wird ohne Wut oder Empörung über das Leben in Konzentrationslagern beschrieben. Die Geschichte beruht auf Kertész Leben selbst. Und hier liegt die von Kertész so mühevoll umschiffte Wertung, der Richterspruch, den er nicht sprechen wollte: Richte nicht. So banal es klingen mag, aber die Moral, die Kertész Werk zugrunde liegt ist die, dass man, um mit tief einschneidenden Erlebnissen seiner Vergangenheit verantwortungsvoll umgehen zu können, nicht das von den Erlebnissen

gestörte Empfinden über das der anderen stellen darf. Kertész kontrolliert dieses Empfinden, um es weiterhin klug benutzen zu können. Damit ist er auch nichts anderes, als ein Künstler, der richtet, zwar nicht direkt über die von ihm beschriebene Thematik der Konzentrationslager, aber auf einer Metaebene über den Umgang mit jener persönlich erlebten, grausamen Thematik.

...und der Moralist ist ein Künstler.

Neben der Betrachtung der Arbeit des Künstlers ist es wichtig, die Arbeit des Moralisten nicht außen vor zu lassen. Denn wenn auch, wie bewiesen, der Künstler stets moralisch urteilt und so stets zum Moralisten wird, macht das noch nicht automatisch jeden Moralisten zum Künstler. Hier möchte ich Kertész mit seiner eigenen Definition antworten: Der Künstler schafft, der Moralist richtet². Aber was passiert, wenn ich richte?

Definitionen II

Wer richtet, der unterscheidet zwischen recht und unrecht, so die gängige Meinung. Idealerweise tut er dies auch noch ob erwiesener Fakten und vollkommen objektiv. Einem jeden dürfte auffallen sein, dass der Essayist gerade in Idealvorstellungen zweidimensionalen Denkens zu versinken drohte. Denn so wie viele Künstler ihres menschlichen Empfindens, ihrer intuitiven Seite wegen durch seine Kunst urteilen, so tut dies jeder Mensch, tagtäglich und meist im Kleinen, da er nicht unbedingt wie ein Künstler über sein Handeln meditiert und es vor allem nicht publiziert. Der Mensch ist nicht objektiv. Niemals gänzlich. Er hat eine innere Moral, die ihn antreibt (s. "Der Künstler ist Moralist...") und ob der fällt er sein Urteil. Entscheidet er, richtet er also, so sagt er nicht was richtig oder falsch ist und er tut dies auch nicht auf Basis reiner Faktenlage. Der Mensch ist kein ganzer Utilitarist, vor allem nicht in für ihn persönlich prägnanten Situationen. Er erkennt nämlich bloß was auf Grundlage seiner Kenntnis und seiner Moral (geäußert durch sein Gefühl und durch, aus seinem Gefühl hervorgegangene und mit Argumenten untermauerte, Werte und Normen), also seiner eigenen Wirklichkeit als bloß kleiner Teil der unerreichbaren absoluten Wahrheit die größere Tendenz zur Richtigkeit hat. Er gibt nicht im schwarz-weiß-Muster an, was richtig oder falsch, was gut oder schlecht ist. Dafür ist die Welt zu vielschichtig und der Mensch zu weit entfernt von der vollkommen utopischen, absoluten Wahrheit. Das ist der Vorgang des menschlichen Richtens. Wer nun etwas von der Justiz und der ihr angeblich inhärenten Objektivität daherreden möchte, den erinnere ich daran, dass auch der Richter ein Mensch ist und nur seine Wirklichkeit vor sich hat, dass auch der Richter Gesetze auslegen kann und vor allem, dass Gesetze nur Menschenwerk und so nur auf menschlicher Subjektivität beruhend sind.

Die Kunst zu richten

Dieses menschliche Richten ist für eine Gesellschaft unvermeidbar, denn jeder tut es, sehe man sich nur die beeindruckende Kraft des sogenannten "Ersten Eindrucks" an. Es ist aber auch bitter nötig! Hier möchte ich zwei Ebenen anbringen. Die erste Ebene ist die des persönlichen, privaten. Wer nicht richtet, nicht Urteil fällt, der kommt nicht voran. Wer stand noch nie an einem Punkt seines Lebens, an dem er abwägen, sich entscheiden musste? Und wer hat noch nie ein Urteil über andere Personen oder ihr Handeln gefällt? Diese Urteile sind es, die zu unserer Lebensweg- und Charakterbildung dazugehören, sie sind sogar essentieller Bestandteil. Soziale Kontakte sind Grundlage menschlichen Miteinanders. Und wer soziale Kontakte pflegt, muss diese selektieren.

Die Zweite Ebene ist die des Öffentlichen. Ein Beispiel aus der Bibel (man mag zum Thema Religionen stehen, wie es beliebt, doch sind Schriften und Gleichnisse oftmals auch gültig ohne Gott, da sie schlicht und einfach menschliches Handeln beschreiben), genauer aus dem alten Testament zeigt, von welcher Relevanz moralische Urteile ob der menschlichen Subjektivität sind: Vor König Salomo traten einst zwei Frauen. Diese stritten sich um ein Neugeborenes Kind, denn das Kind der einen war gestorben und die Anschuldigung der anderen war, dass die erste ihr totes Kind mit dem Lebenden vertauscht habe. Salomo verlangte nach einem Schwert und wollte das lebende Kind gerecht zerteilen. Da nicht

festzustellen war, welche Frau log und welche nicht, wäre dies wohl eine gerechte Lösung gewesen. Der aufmerksame Leser sieht: Die zweidimensionale Rechtsprechung, als welche ich die rein empirisch motivierte Justiz bezeichne, welche den Anspruch der Objektivität und fälschlicherweise gleichzeitig den der Moralität besitzt, gerät an ihre Grenzen. Gerecht wäre der Tod des Kindes ganz sicher nicht gewesen. Doch Salomo denkt voraus. Eine der Frauen protestiert. Während sie das Kind lieber ganz ihrer Widersacherin zusprechen möchte, besteht diese auf den zweidimensionalen Richterspruch, das Kind solle geteilt werden. Daran identifiziert Salomo die wahre Mutter, die ihrem Kind das Leben schenken möchte, auch auf die Gefahr, es zu verlieren. Er sprach: "Gebt jener das lebende Kind, und tötet es nicht; denn sie ist seine Mutter."⁴ Dieser Richterspruch zeigt, wie wichtig das moralische, öffentliche Urteil für die Gesellschaft ist. Eine Gesellschaft, in der mitunter auch destruktive Gedanken und Handlungen aufkommen, muss durch Urteile geschützt werden. Und dabei beziehe ich mich nicht auf die Justiz, sondern die Gesellschaft selbst in ihrer Verantwortung, sich in gewisser Weise durch Wertemodelle und Normen selbst zu regulieren. Täte sie dies nicht und überließe diesen Aspekt vollständig der Justiz, so gäbe sie ihre Willensfreiheit direkt aus der Hand, zugunsten Einzelner. Das ist keine freiheitliche Gesellschaft mehr, das wäre nur noch das Auslaufmodell Mensch. Um die Gesellschaft zu erhalten, muss man urteilen und somit den Fortschritt fördern. Überall, wo Fortschritt geschieht, ist aber auch eine Veränderung, und diese ist ein Teil des Schaffens der Welt.

Allerdings bedarf es, um diese moralischen Urteile zu fällen, eines gewissen Gespürs, ich sage es ist sogar eine zu trainierende Fähigkeit aus dem eigenen Gespür, der eigenen Moral ein gesundes Urteil zu bilden. Denn hier spielen verschiedene Faktoren eine Rolle: Man muss nicht mehr nur erfassen, was passiert und dann zu einem eigenen Schluss kommen, sondern man muss Denkweisen artikulieren und sie argumentativ belegen und auf die jeweilige Situation anwenden. Das ist der Schritt von der ureigenen Moral über die Erkenntnis der eigenen Wirklichkeit zur begründeten Entscheidung. Und diesen Weg würde ich durchaus als verantwortungsvoll und damit sehr anspruchsvoll betrachten. Ihn im besten Sinne aller zu gehen ist unmöglich, ihn im bestmöglichen Sinne zu gehen, ist eine Kunst.

Ich sehe den Moralisten folglich als Künstler im doppelten Sinne: Er vollbringt die schwierige Kunst des Urteilens und schafft damit, nach Kertész' Definition, die Welt. Um auf die Frage vom Beginn des Artikels zu antworten: Wenn ich richte, dann schaffe ich gleichzeitig. Ich schaffe in mir ein Bewusstsein für die Entscheidung und indem ich diese Entscheidung öffentlich mache, schaffe ich dieses Bewusstsein auch in anderen. Das ist der erste Schritt zur Schaffung eines Wertemodells, an dem jeder Mensch mitarbeiten kann, nur, dass der Moralist eben in seinem Publizieren besonderen Einfluss darauf hat.

Die Kunst des Moralisten ist also einerseits nach Kertész' Definition ein Schaffen und andererseits ein Können.

Die Notwendigkeit der Moral

Diese offenkundige Vermischung der Berufe Künstler und Moralist, ihre Untrennbarkeit lassen für mich einen möglichen Schluss zu. Da der Künstler die Welt schafft, was notwendig ist, da die Welt geschaffen werden muss, um nicht an ihrer Unvollkommenheit zugrunde zu gehen, und da der Moralist dies (wie in "Die Kunst zu richten" erläutert) ebenfalls tut, lässt die Logik nur eine Antwort an Imre Kertész zu, der erklärt, der Moralist erledige in seinem Richten "eine völlig überflüssige Arbeit"²: Überflüssig? Ich glaube kaum. Die Arbeit des Moralisten ist unverzichtbar für unsere Gesellschaft, denn in seiner Analyse, seinem Richten, formt er die Gesellschaft, die Welt. Und Gnade uns Menschen, sollte er, also jeder von uns im Kleinen und jeder, der sich dazu berufen fühlt im Großen, das unterlassen. Die Kunst der Moral, sie ist durchaus ein notwendiges Gut.

Anhang

I - Referenzen

- 1 1957: Albert Camus (1913 - 1960) im Literatur Nobelpreis Blog
Stand 4.12.2015
<http://www.literatur-nobelpreis.de/1957-albert-camus-1913-1960/>
- 2 KERTÉSZ, Imre, Galeerentagebuch. (1992)
Rowohlt Taschenbuch Verlag: 2. Auflage, 2002, S. 13
- 3 DUDEN, Duden | Moralist | Rechtschreibung, Bedeutung, Definition, Herkunft
Stand 31.10.2015
<http://www.duden.de/rechtschreibung/Moralist>
- 4 Neue Jerusalemer Bibel. (Einheitsübersetzung)
Herder: Sonderausgabe der 11. Auflage, 2000, S. 417 (1 Kön 3, 27)

II - Verantwortlichkeitserklärung

Ich versichere, dass ich die Arbeit selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen benutzt habe und alle Entlehnungen als solche gekennzeichnet habe.


Lennart Roland Gangolf, im Dezember 2015